



## Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 50.

Wiesbaden, den 12. September 1915.

3. Jahrgang.

### Inhaltsangabe:

„Im Spiegel Ibsens“, von Karl Heine. — „Verse“, von R. H. Gill, Wiesbaden. — „Unser Kriegskindchen“, von Klara Blüthgen. — „Der Ueberläufer“, von D. Doderer, Viebrich. — „Frau Lisbeths Grundzüge“, von W. Feuchtwanger. — „Mutter“, Erzählung von Arthur Dablotte. — „Die Nacht des Marquis“, von Guido Kreutzer (Schluß). — „Bilderbogen fürs Haus.“ — „Lustige Gde.“

### Zum Geleit.

Das Geleit ist nur darum immer der Märtyrer seiner Zeit, weil es ihr nehmen muß, ehe es ihr geben kann und weil sie nur Augen hat für das, was es ihr entreißen, nicht aber für das, was es ihr bringen soll. Dies ist der Hauptgrund, weshalb es anfangs ignoriert, dann geschmäht und verfolgt und immer verkannt wird.

Hebbel.

## Im Spiegel Ibsens.

Von Karl Heine.

Nur als ein Heer zum Tod Bereiter  
Erreicht ein Volk sein Kanaan.  
(Brand.)

Als der Orkan des 1. August den Wert der idealen Güter wieder mächtig emporschnellte, da vertiefte man sich auch in das deutsche Schrifttum. Der Kampf um das Welt-dasein des deutschen Menschen hatte den deutschen Menschen sich selbst erst wieder kennen gelehrt, und nun suchte er sein Spiegelbild in den Worten der deutschen Dichter. Lessing, Goethe, Schiller, Hebbel, Kleist, Heine wurden in Verbindung mit unserer Zeit gesetzt und mußten auf die Fragen, die der Weltkrieg brennend gemacht hatte, Antwort geben. Man freute sich, wenn die Art unserer Feinde schon im 18. und 19. Jahrhundert mit unseren heutigen Augen gesehen, und deutsche Eigenart als zukunfts-voll geschildert war. Man suchte gewissermaßen in der Dichtung die Theorie zu finden, auf der die Erfüllung unserer Hoffnung beruhen dürfe, und die unsere Hoffnungen zu Gewissheiten steigern könnte. Bereitwillig boten unsere Großen des Schrifttums einzelne Stellen, Gedankenreihen, ja ganze Werke dar, die nun neuen Wert, die wichtigen Gegenwarts-wert erhielten.

Keiner aber kann sich in dieser Hinsicht mit einem Dichter messen, der zwar kein Deutscher, aber der Stamm- verwandter ist: mit Henrik Ibsen.

Sein dramatisches Gesamtwerk bildet eine Kette, deren Glieder in immer höherer Vollkommenheit die Lösung einer und derselben Frage suchen und finden: die Entwicklung des Menschen zu seiner größten Glücksmöglichkeit. Seine Sehnsucht sucht ein drittes Reich, ein Sonnenland, in dem der urewige Gegensatz zwischen Leib und Geist, Körper und Seele, Sinnenlust und Askese, zu einer Harmonie vereinigt, eine Weltanschauung höchster irdischer Glückseligkeit ermöglicht.

Sicherlich kannte Ibsen die Literatur der französischen Revolutionsphilosophen nicht; sicherlich hatte er weder St. Simon noch Përe Enfantin, weder Gobineau noch auch seinen Landsmann Kierkegaard gelesen, sicherlich ging die Empfindung für die Bedeutung dieser Gegensätze aus eigenem Erleben und scharfer Beobachtung hervor. Heidentum als Inbegriff der sensualistischen Weltanschauung, Galiläertum als Weltanschauung der sinnfeindlichen Askese waren ihm die feindlichen Pole, zwischen denen der glücksuchende Mensch jammervoll hin und her geworfen wird, Gegensätze, die ebenso schicksalsbestimmend schienen, wie die sozialen zwischen den Besitzenden und den Enterbten. Ibsen war der erste, der das Wesen dieser sozialen und religiösen Gegensätze als eine Einheit empfand und dieses Wesen am reinsten aus seinen Zielen begriff: Wahrheit und Freiheit. Jedes seiner Werke bringt Ibsen seinem Ziele näher, der Erfüllung seiner Sehnsucht, die Menschen zu einer Entwicklungsstufe zu führen, auf der ihnen Freiheit und Wahrheit zu einem einzigen harmonischen Begriff werden.

Den Gegensatz zwischen Sensualismus und Spiritua- lismus im Herzen, war Ibsen aus der Heimat nach Italien gekommen. In Rom sah er sich umgeben von den Denk- mälern des Kampfes, den diese beiden miteinander jahr- hundertlang ausgefochten hatten. Gewissenhaft, wie Ibsen war, vertiefte er sich nun in die Geschichte dieses Kampfes, dessen Spuren er täglich sah. Da war es nur natürlich, daß sein Suchen den Mann traf, der, Galiläer und Heide in einer Person, diesem Kampfe sein Leben gewidmet hatte: den Kaiser Julian Apostata; den romantischen Dichter mußte es zu dem romantischen Kaiser ziehen. Warum wurde Julian besiegt? Ist das Heidentum, das sonnige Sinnenreich, eine Weltanschauung von so niedriger Kul- turstufe, daß es seine Entwicklungsfähigkeit erschöpft hatte? Hat das asketische Galiläertum die Sinnenlust so pölig zer-

schlagen, daß ihre Herrschaft unaufrechtbar bleibt? Warum konnte Julian nicht siegen? In diesem Grübeln geriet Ibsen auf den Gedanken, ob die Fragestellung vielleicht falsch war, und ob es sich gar nicht um Wert oder Unwert der Streitsache, sondern des Führers handelte?

Damit griff er auf eine Frage zurück, der er vom Beginn seines dramatischen Schaffens bis an dessen Ende treu geblieben ist, zu der Frage, deren Lösungsversuche Ibsen zum Dichter unserer heut brennendsten Frage machen, der Frage, die schon das Neue Testament aufstellt in einem Satz: „Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt“. In den „Kronprätendenten“ zerreibt sich Skule durch diese Frage. Er hält sich für berufen, er hält sich für auserwählt, den Königsgedanken in die Tat umzusetzen, und seine Umgebung teilt diese Meinung. Aber Skule kann dem Königsgedanken nicht zum Siege verhelfen, weil er nicht in seinem Innern entstanden ist; er hat ihn dem Hakon gestohlen. Und deshalb steht Skules Glaube an sein Auserwähltsein nicht fest. Er bedarf eines andern, der ihm die Zweifel raubt. So wird es in den „Kronprätendenten“ klar: wer nicht in eigener Sache sichts, wer nicht für den Gedanken kämpft, der aus seinem Wesen herausgewachsen ist, der wird nie der Auserwählte sein.

Auch Brand hält sich für berufen und auserwählt. Er scheitert, weil er in einseitigem Asketentum nur das finstere Gesetz kennt und nichts von dem weiß, was das Sonnenland der Güte fordert. Eine Stimme von oben: „Gott ist deus caritatis“ schmettert ihn und sein Lebenswerk zu Boden. Aber doch hat dieser Brand, der ein Lehrbuch für unsere heutige Kriegsethik bedeuten könnte und vielfach ein Spiegel unseres heutigen Empfindens ist, eine neue Lösung der Grundfrage gebracht: „Wille, Willen ist vonnöten.“ Der unzerbrechliche Wille zum Sieg, der unverbrüchliche Wille zum Ziel:

„Wille, ganz in allen Dingen,  
Im Erhabenen, im Geringen“ . . . . .  
„Dein Selbst, das kannst du nicht verschonen,  
Nicht deinen innersten Beruf,  
Umsonst, den Sturzbach abzulenken,  
Wenn Gott ihm die Bestimmung schuf,  
Den Kauf zum offenen Meer zu senken . . . .  
Ob Sumpf und Teich sich widerseht,  
Als Tau erreicht er's doch zuletzt.“

Was für eine Kraft in einem unbeirrbar Gemüt ruht, zeigt Peer Gynt, diese neue Bereicherung der Weltliteratur vom verlorenen Sohn, dieses Drama, das daher auch in manchem dem Schillerschen „verlorenen Sohn“ den „Räubern“ nahesteht, wie denn Ibsens Gedankenwelt mit der Schillerschen enger verbunden, als man auf den ersten Blick glaubt. Aber wie unstät dieser verlorene Sohn, dieser Peer auch in der Welt umherschweift, um sein Königtum, sein Kaisertum, für das er sich für berufen und auserwählt hält, zu finden und zu erobern, endlich sieht er doch, als er sich in jenem Vorgeschnack des jüngsten Gerichts schon verloren, schon verworfen glaubt, endlich sieht er doch, wo sein Königreich all die Zeit über lag: in der Heimat, im „Glauben, Lieben und Hoffen“ einer „Magd ohne Schuld und Fehle“. Wie in „Brand“ steht auch hier sieghaft die Kraft der menschlichen Güte, die wir jetzt auch als einen hervorragenden Zug im Bilde des deutschen Menschen an Stelle des früher oft verunglimpften „deutschen Gemüts“ erkannt haben.

„Brand“ und „Peer Gynt“ sind in Italien geschrieben. Ibsen war 1864 dorthin gekommen. In Norwegen hatte ihn die politische Frage der skandinavischen Union vielfach beschäftigt, und Hakons Königsgedanke war nichts anderes als der heimatische Einheitsgedanke.

Vier Jahre lebte Ibsen in Italien. Hier sah er wieder diesen Einheitsgedanken wachsen, für ihn kämpfen, um ihn Not leiden. Als Ibsen 1868 nach Dresden übersiedelte, fand er Deutschland von demselben Gedanken erfüllt, fand er wieder seine Lebensluft von der Sehnsucht nach Einheit geschwängert. Dem Norweger wurde 1870 zum Ereignis. In Sachsen lebend, hatte er bereits begriffen, daß 1864 und 1866 Vorstufen zu einer geschichtsnotwendigen Entwicklung

waren. Nun sah er 1870 das Deutsche Reich gegründet, sah die Einigung Deutschlands unter Preußens Vorantritt vollendet.

Er sah Preußen zum Führeramt berufen und auserwählt auf Grund seines geschichtlichen Werdeganges in ethischer, moralischer und politischer Beziehung. Er begriff, daß neben dem Sichberufenfühlen, neben dem in eigener Sache kämpfen, neben dem unwiderstehlichen Willen (alles das mochte auch andere Bundesstaaten, denen doch die Einigung Deutschlands nicht gelungen war, besessen haben) noch als Letztes die geschichtliche Notwendigkeit hinzukommen müsse, die den Berufenen auserwählt. Damals schrieb er „Kaiser und Gailärer“. Er fügte dem bisher Befundenen nun das Neugelernte von der entwicklungs-geschichtlichen Notwendigkeit hinzu: das Wollen muß zugleich ein Müssen sein. Dieses Müssen fehlte bei Julian, deshalb war ihm der Sieg verwehrt.

Es dauerte noch eine Weile, bis Ibsen dieses an das fatum gemahnende „Müssen“ vertiefte, bis Ibsen den zum Siege Auserwählten unter das Bewußtsein der eigenen Verantwortung stellte und ihm so zu dem Drang nach Wahrheit noch die über ein unfassbares fatum hinausgewachsene Freiheit gab, die nur unter dem einen Zwang der eigenen Verantwortung steht.

In diesem Sinn dient Ibsens Werk uns Deutschen als Spiegel, der uns die Gewißheit widerstrahlt, daß wir in diesem Ringen um unser Welt-dasein nicht nur zum Siege berufen sind, sondern daß unser Wollen auch ein unter geprüfter Verantwortung stehendes, in langen, schweren Kämpfen teuer erkaufte Müssen bedeutet. So dürfen wir uns im Spiegel von Ibsens Weltanschauung nicht nur für zum Siege berufen, sondern auch für entwicklungs-geschichtlich auserwählt halten.



## Verse.

Von Oberleutnant K. S. Hill, Wiesbaden.

Ein Klingelein hab' ich geschmiedet,  
Ein Klingelein hab' ich geschmiedet  
Aus einem Franzosengeschob;  
Ist nur ein kleines Dinglein,  
Langt kaum zu einem Klingelein,  
Und kostet doch manchem das Leben,  
Ein so ein Franzosengeschob.  
Das Klingelein tu ich schicken  
An meinen Schatz zu Hans.  
Schreib' ihr dabei: „Dies Klingelein  
Macht' ich aus einem Dinglein,  
Das hätt' mir können blafen  
Mein Lebenslichtlein aus.  
Trag du den Ring in Treuen,  
Bis daß ich wiederkehr.  
Doch trifft mich so ein Dinglein,  
Dann mag dies kleine Klingelein  
In deinem Schmerz dich trösten:  
„Er starb für Deutschlands Ehr.“

## Erntzeit.

Erntzeit ist! Und ihr macht euch bereit,  
Dabeim die Frucht in die Scheunen zu bringen  
Wir stehen im Felde, den Feind zu bezwingen,  
Und fühlen wir ihr: Es ist Erntzeit!  
Hier rostet die Pflugbar am Begebrand,  
Und wo sie dereinst ihre Furchen gezogen,  
Sehen wir Disteln und Unkraut wogen. —  
Teufelsgelächter steigt aus dem Land.  
Frankreich, wir wurden zum Sensenschlag!  
Blutige Ernte erwuchs deinen Saaten.  
Voll, von goldgeilen Seelen beraten;  
Dich rief der Herrgott zum Erntetag!

## Unser Kriegskindchen.

Von Klara Blüthgen.

Wir haben ein kleines Kriegskindchen im Hause. Kati heißt es. Von dem ganzen furchtbaren Kriege weiß es noch nichts und soll auch nichts davon wissen — auch das nicht, daß sein Vater als einer der ersten gefallen ist. Nur erholen soll es sich in unserer guten märkischen Kiefernluft und in unserm Obstgarten sich so recht nach Herzenslust Himbeeren und Johannisbeeren von den Büschen pflücken, was für eine kleine Berlinerin etwas ganz Besonderes und Himmlisches ist. Kurze Zeit erst ist sie jetzt bei uns und fühlt sich schon ganz zu Hause. Alles, was vordem gewesen, ist vergessen, als wäre es nie gewesen. Wenn sie mit der Köchin, der großartigen und stolzen Emma, von Einkäufen „aus der Stadt“ zurückkommt, so höre ich schon von weitem durch allen andern Kinderlärm hindurch, ihr heimliches Stimmchen. Vom Fenster aus sehe ich, wie sie vor dem Eisengitter die Aermchen ausbreitet und beglückt ruft: „Jetzt bin ich bei mir zu Hause!“ Das Pferdchen im Stall ist „ihr“ Pony, der weiße Barfei ist „ihr“ großer Hund, das breite Sofa, auf dem man sich so gut rekeln kann, ist „ihr“ Sofa, die beiden Meerschweinchen, die zwei Papageien und alle Blumen auf dem Balkon sind „ihre“.

Sie liebt uns alle gleichmäßig und hält uns alle gleichmäßig in Atem. „Die große Tante“ — das bin ich — ist ihre Puppe. Regungslos muß ich dastehen. Nur meine Arme sind in den Ellenbogengeleiten beweglich. Ich darf die Augen auf- und zuklappen, und wenn man mich in den Rücken stößt, blechern „Mama“ und „Papa“ sagen. „Der große Onkel“ — das ist mein Mann — macht die Seelenwanderung rückwärts durch und muß in die Häute der verschiedensten greulichen und gefährlichen Tiere kriechen. Er muß als junge Krähe, die aus dem Neste gefallen ist, hüpfen und mit den kurzen Flügeln, den hochgezogenen Armen, schlagen. Er muß als Kater miauen und als Löwe brüllen, und als Schlusseffekt wütend der Löwin — mir — in das Gesicht beißen.

Unser Kleinchen ist ein kluges Kind, wenigstens erscheint uns so, und zweifellos voll der niedrigsten Einfälle.

Wenn wir bei Tisch sitzen und zwei Gabeln neben jedem Teller liegen — nach altfränkischer Art essen wir den Tal noch mit zwei Gabeln — so nimmt Kati sie hoch, steckt geschickt die Zinken ineinander: „Tante—e—e — die Gabelchen falten die Hände und beten“. Dehnt sich unsere Abendspazierfahrt mal ein bißchen lange aus, so wünscht sie jedem Dinge guten Abend. Dem Licht, das plötzlich hinter den Scheiben eines einsamen Hauses aufflammt: „Guten Abend, liebes Lichtchen“, dem Apfelbaum an der Chauffee: „Guten Abend, du liebes Bäumchen“. Der Sonne, die in unserer Mark gerade jetzt in so unerhörter Pracht als ein glühroter Ball unterzugehen liebt, versucht sie mutig in das rote Gesicht zu sehen: „Tante—e—e — ich fürchte mich nicht — gar nicht!“ — aber ihre Händchen kuscheln sich doch ängstlich in meine, ein unbewußtes Hilfesuchen in dem Grauen, das auch wilde und naive Völker den unerklärlichen Himmelserscheinungen, Sonne, Mond, Gewitter, gegenüber haben.

Morgens kommt die kleine Frühaufsteherin natürlich zu Tante ins Bett — wo gibt es in der ganzen Welt eine Tante, die das nicht möchte, die nicht gern aus vielen weichen Kissen ein Nest machte, in dem das „Osterhäschen“ säße, beide Hände als Köffel an den Kopf gelegt. Abends das Zubettgehen ist dann ein großer Akt, da sind Onkel und Tante beide nötig, und müssen beide auf der Bettkante sitzen, wenn Kati betet:

Breit aus die Flüglein beide,  
Herr Jesu, meine Freude,  
Und nimm dein Küchlein ein.  
Will Satan mich verschlingen,  
So laß die Englein singen:  
Dies Kind soll unverletzt sein.

Da werden die Augen naß im Gedanken an etwas Verlorenes, und die Hände finden sich wie in einem Gelübde: Dies Kind soll unverletzt sein.

Der Krieg, der mit seiner eisernen Hand so vieles genommen, wie vieles gibt er uns dafür in all dieser Verwaisheit und Hilfsbedürftigkeit, die um unsre Liebe bettelt und uns Liebe geben möchte! Die leer und weit gewordenen Stuben werden wieder wohnlich und warm, wenn die kleinen Füße so unermüdet darin tappeln. Der große Eßtisch wird traulich, wenn zwischen den beiden großen Bedecken ein kleines mit seinem silbernen Becherchen von früher her liegt. Der schöne Balkon, den man gemieden, weil gar so viele Erinnerungen daran hängen, wird uns wieder lieb, nun im Schaukelstuhl ein feingliederiges Geschöpfchen sitzt, die rosa Geranien der Umfassung hinter sich wie einen Kranz über dem blonden Haar, den ersten Seifelappen aus grober Baumwolle strickt, und dazu mit seinem dünnen, süßen Stimmchen ganz richtig singt:

„Die Vöglein im Walde, die singen so wunderwunderschön,  
In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiederseh'n.“

Soldat' Kriegskindchen ist wie ein brennendes Weihnachtsbäumchen, so viel Licht, Wärme und Liebe geht davon aus. Und da frage ich mich immer: Es gibt so viele kinderlose Frauen, Witwen, ältere Verheiratete, die sich einsam fühlen, die mißmutig nach einem Lebenszweck herumtasten, die ihre Kraft in Neugierlichkeiten, in banalen Vergnügungen vertun, die dennoch das Herz leer lassen — vor allem aber auch viele, denen der Krieg das Liebste genommen hat — warum zögern sie, in ihre Einsamkeit solch helles, kleines Weihnachtsbäumchen zu stellen? So viele warten jetzt darauf, einen Ort zu finden, um all ihre Wärme hineinzustrahlen.



## Der Ueberläufer.

Aus der Niederschrift eines deutschen Soldaten  
veröffentlicht von Otto Doderer, Viebrich a. Rh.

Im Frühjahr kamen wir für einige Tage zur Erholung in ein französisches Städtchen hinter der Front. Als wir vom Berg in die Stadt hinabmarschierten, sagte unser Hauptmann, wir sollten feste singen, daß die Franzmänner ordentlich Angst vor uns bekämen. Da haben wir mit aller Macht „Die Wacht am Rhein“ angestimmt und gesungen wie ein ganzes Regiment Fanfaren, sodaß die alten Mauern der halb zerstohlenen Franzosenhäuser wankten wie die Mauern von Jericho und die Franzosengreife, Weiber und Kinder in den Türen standen und tatsächlich große ängstliche Augen machten, als ob sie jeden Augenblick Reißaus nehmen wollten. Ich wurde in eines der vornehmeren Häuser einquartiert. Wir lagen, zusammen zwanzig Mann, auf Stroh in einem schönen, jetzt aber kalten Gartenzimmer. Ich schrieb dort zuerst an die Eltern meines besten Freundes, daß der liebe Karl gestern als Held fürs Vaterland gefallen sei. Wir hätten in den letzten Tagen schwere Verluste gehabt, und unsere Kompagnie habe besonders stark gelitten.

In der Nacht konnte ich gar nicht gut schlafen, weil ich so trocken und nicht in einem so engen Loch wie bisher lag und weil es so still war, keine Granate plätkte, nicht einmal eine Maus über uns lief und ich nicht ein einziges Mal zum Postenstehen aus dem Schlaf geschüttelt wurde. Darum stand ich schon in aller Frühe auf, als es eben hell wurde. Ich brauchte mich nicht weiter anzukleiden, da ich mich über Nacht nur des Rodes entledigt hatte und mich mit Stiefeln und Hosen, wie in der ganzen Zeit, in der ich nun draußen war, den Kopf auf den Cornister, in meine Decke gewickelt hatte. Schon durch die Scheiben der weißen Glastüre sah ich, was das heute für ein schöner Tag werden wollte, einer von den Vorfrühlingstagen, in denen einem die Freude von den Augen bis ins Herz hinein zieht, und man weiß selbst nicht warum. Die Welt liegt so sauber und so blank da, als habe der liebe Herrgott über Nacht

großes Reinemachen gehabt, der Himmel ist wieder prächtig blau, und die Sonne scheint wieder viel frischer und voller, und wenn man nachsehen will, wie es um die neuen Keime steht, entdeckt man, daß sich schon längst überall grüne Spitzen aus der braunen Erde aufgerichtet haben. Ich war nicht der erste, der im Haus munter war. Zwischen den Beeten spazierte eine ältliche Dame. Sie hatte ein Messer in der Hand und war offenbar dabei, das Suppenkraut für heute mittag abzuschneiden. Sie sah zwar etwas putzig aus in dem alten seidenen, hier und da zerrissenen Morgenkleid und den gewickelten grauen Lösschen, aber sie war sehr nett und lebenswürdig zu mir. Denn da man an solchen Tagen gern mit allen Menschen gut Freund sein möchte, begann ich mit ihr zu plaudern, und daß ein deutscher Soldat auf französisch und so lustig mit ihr sprach, gefiel ihr wohl, da sie mich nachher für den Abend zu sich einlud. Sie sei die Besitzerin des Anwesens und wohne im oberen Geschloß.

Ich fand dann noch ein paar frühe Veilchen und pflückte sie, um sie meinem Schatz heute im Brief mitzuschicken. Am Nachmittag ging ich in ein Barbiergehäus, um mich wieder menschenähnlich machen zu lassen. Da hat mir ein hübsches Mädchen den Seifenschaum um die Nase gerieben und deren Schwester, die Frau des Bartschneiders, der in der feindlichen Armee gegen uns kämpfte, ihn wieder säuberlich abgeschabt. Sie ließ sich einen Groschen dafür zahlen; ich hätte ihr gern noch einen Kuß obendrein gegeben. So wunderliche Zustände erlebt man manchmal da draußen! Darauf ging ich mit meinen Kameraden in eine der Kantinen, wo man Bier kaufen konnte, und man kann sich gar nicht vorstellen, wie schön das ist, wenn man nach so- und soviel sauren Wochen wieder einmal fidel um den Tisch sitzt, ein Glas Bier oder zwei oder drei oder mehr gemütlich leeren, seine Zigarren dabei rauchen und sich in Liedern Lust machen kann. Als ich zurückkam, begegnete mir die alte Französin, und sie nahm mich gleich mit hinaus.

Ich habe dann einen vergnügten, ruhigen Abend verlebt. Wir saßen in einem kleinen Zimmer, das aussah wie aus dem vorvorigen Jahrhundert stammend. Darin brannte ein großer Kamin sehr behaglich, und man saß sehr bequem in den molligen Polsterstühlen mit den geblühten Stoffüberzügen, und die Tapete hatte eine liebliche blaue Farbe. Wir tranken Tee aus zierlichen, geschweiften Täßchen, und Madame plauderte so anmutig wie ja die meisten Französinen. Sie war auch, glaube ich, etwas geschwätzig, denn sie erzählte mir ganz intime Familiengeschichten, am meisten von ihrer Nichte, die bei ihr wohnte, so: daß sie sich erst vor einem Jahr, zur Zeit der ersten Veilchen, mit einem maßlos reichen jungen Offizier verlobt hatte und wie lächerlich und eifersüchtig verliebt er in sie sei. Später kam das Mädchen selbst. Es war auch wirklich so reizend, daß nicht viel gefehlt und ich mich ebenfalls in es verliebt hätte. Es war so rüchlich und mollig, wie die Polsterfessel, hatte ein paar kluge, freundliche Augen im Kopf, konnte noch süßer und flinker plaudern als seine Tante und verteuftelt gut Klavier spielen. Ich wußte aber bald, daß man der Kleinen durch ein paar Schmeicheleien leicht den Kopf verdrehen könnte, daß sie schnell und heftig liebte und daß ihre gute Tante ihr gegenüber aus lauter eigenem Temperament und liebevoller Bewunderung viezuviel durch die Finger sah, und ich war froh, daß mir mein großes, stolzes deutsches Mädchen lieber geblieben war, denn ich habe an andern Tagen mit eigenen Augen gesehen, welcher Art Frauenzimmer sie war. Gegen neun Uhr ging ich hinunter, weil wir um diese Zeit in der Stube sein mußten, wenn der Unteroffizier vom Dienst abzufragen kommen würde.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Ich kann garnicht beschreiben, wie eigenartig feierlich die Sonntage in diesen Städtchen hinter der Front waren. Der Feind ist im Land. Keine Glocke läutet — der Feind läutet sie nicht, der Feind liegt in allen Häusern, der Feind hat das Brot und das Vieh genommen, der Feind steht an allen Ecken und Cornen und kennt keinen Sonntag. Und dazwischen schreiten unter dunklen Schlapphüten alte Herren, die man werktags nie zu Gesicht bekam, die werktags sich beschämt in die heimlichste Kammer zurückgezogen hatten, sie schreiten würdig, ernst,

gemessen, neben ihnen ihre schönen, stillen, schwarzen Frauen und Mädchen. Und die Kinder, die werktags plärrend, in Holzschuhen klappernd, angetan mit schmutzigen langen Kleiderschürzen herumlungern, sind heute alle fein und rein, sie haben schwarze Schuhe und weiße gestärkte Kragen an und runde Hütchen auf, und jeder dritte Bengel hat eine Zigarette im Mund. Es scheint dort Sonntags keine armen Leute zu geben.

Wir hatten Post bei unserem Unteroffizier empfangen, nach drei Wochen wieder einmal. Ich stand an einer Straßenecke und hatte den Arm voll Paketchen aus der Heimat. Da kam eine Husarenpatrouille von drei Mann und einem Leutnant die Straße herauf. In ihrer Mitte führten sie einen jungen französischen Offizier gefangen, und dahinter folgte lärmend und aufgeregter gestikulierend eine Schar Weiber. Der Offizier hatte ein blaßes, trauriges Gesicht und sah immerzu in der besondern Art Gleichmut, der die Folge von Verzweiflung ist und dennoch lauernd zu der andern Straßenecke hinüber. Und als ich seinem Blick folgte, bemerkte ich das Mädchen von gestern abend bei einem deutschen Feldwebel. Es hatte gerade die Hand an den Mund erhoben, wie es viel und laut lachende Frauen zu tun pflegen, um den Schall des Lachens zu dämpfen. Da verwandelte es sich plötzlich, wurde ernst und blaß und sah den Gefangenen unbeweglich an. Ich denke mir, daß der Offizier ihr Verlobter war, daß aber ihr Gewissen sie festbannte, weil sie ihm die Treue gebrochen hatte; sonst wäre sie doch zu ihm geeilt und hätte ihn umarmt und geküßt trotz seiner Bewachung.

Ich kam nachher am Ortsgefängnis vorbei, da sah er hinter einem Fensterchen heraus. Der Posten sagte, er sei ein Ueberläufer und solle am Abend mit der Bahn forttransportiert werden. Nach einer Viertelstunde war das trostlose Gesicht immer noch am Fenster. Es ist das Traurigste, was ich im Feld gesehen habe. Als mein Freund fiel, habe ich gestlucht, sonst hätte ich weinen müssen. Aber diese zwei starren Augen sehe ich noch wie damals vor mir, diese suchenden, unsäglich schwermütigen Augen zwischen den zwei schlanken, weißen, um die Gitterstangen geklafften Fäusten.



## Frau Lisbeths Grundsätze.

Von Martin Deuchtmann.

„Bringen Sie mir den großen Hut, Anna, mit dem weißen Reiter!“ Frau Lisbeths Stimme hallte scharf und kantig durch die ganze Wohnung und die Laune der Dienboten sank um einen Grad.

Frau Lisbeth streifte fast an jeden Finger ihrer Händchen einen Ring; sie legte das Armband an, dessen Mittelbrillant unter Brüdern 4000 Mark wert war, wie sie ihren Freudenbinnen versicherte. Er hatte in der Tat 1200 Mark gekostet. Mit Liebe betrachtete sie ihren schlanken Lackstuh und das feine Seidengewebe über den Knöcheln, tosend fuhr ihr Zeigefinger über die Handtiderei ihres Kleides. Sie sah in den Spiegel und war entzückt. Frau Ellen würde plaben!

Sie trippelte grazios die Treppe hinab und mußte schon wieder an ihren Mann, den Barbaren, denken. Dabei bildete sich eine Zornesfalte auf der schönen gewölbten Stirn und die Rundwinkel senkten sich hochmütig abwärts. Frau Lisbeth war machtlos. Mit so fester Bestimmtheit hatte heute früh ihr Mann erklärt, daß er einfach nicht imstande sei, die kostspieligen Anbrüche seiner Frau zu befriedigen, daß Frau Lisbeth in Tränen ausgebrochen war. Und da ihrem Mann — Barbar war wirklich eine zu gelinde Bezeichnung — nicht einmal das tränenerfüllte Gesicht seiner kleinen Frau gerührt hatte — und sie sah doch so hübsch aus, wenn sie weinte! —, so hatte sie ihre Taktik geändert und erklärt, das hätte er ihr früher sagen müssen; sie sei an Luxus gewöhnt und ihr erstes Prinzip sei, großes Gewicht auf die Kleidung zu legen; könne sie das nicht, dann freie sie das ganze Leben nicht mehr. Walter war im Streit ins Bureau gegangen und hatte auch den ganzen Mittag mit ihr kein Wort gewechselt! Walter sollte doch nicht so viel in den Klub gehen und nicht so teure Zigarren rauchen! Nein, Walter täuschte sich, wenn er glaubte, sie würde in Zukunft wie eine arme Frau herumlaufen. Erstklassig in der Kleidung, das war ihr Prinzip und davon ging sie nicht ab.

Sie bestieg ein Auto und fuhr, behaglich in die Kissen gelehnt, durch die Straßen zu dem Künführer ihrer Freundin. Vor einem Juwelergeschäft ließ sie halten, da ihr ein großer Ring vom Wagen aus ausgefallen war. Sie sah im Schaufenster einen Anhänger, der sie begeisterte. Drei Brillanten und zwei Perlen, einfach entzückend! Frau Lisbeths Augen nahmen einen schwärmerischen Glanz an. Ach, Schmuck, Schmuck! Gab es denn etwas Schöneres als Perlen und Diamanten! Wenn sie sich wieder ausgelehnt hatte mit ihrem Mann, mußte er ihr den Anhänger kaufen! —

Im Korridor bei ihrer Freundin schon sah sie, daß die Gesellschaft vollzählig versammelt war. Sie war die Letzte. Das freute sie. Das Stubenmädchen warf einen bewundernden Blick auf die elegante junge Frau und Frau Lisbeth sah besglückt in den Spiegel.

Die Herren drängten sich um Frau Lisbeth und die treuesten Ehemänner gaben sich Mühe, mit ihr zu kokettieren. Von den Damen sprach keine mit Frau Lisbeth von ihrer neuen Toilette und die kleine Frau sah auf den Mienen ihrer Freundinnen, während sie sich verbindlich lächelnd mit ihr unterhielt, Neid und Wut. Sie triumphtierte. Was war das Leben doch so schön!

Im Mittelpunkt der Gesellschaft stand ein junger Gelehrter, der soeben von einer großen Expedition aus einem völlig unkultivierten Lande zurückgekommen war und eine Professur an der Berliner Universität angetragen erhalten hatte. Er sprach sehr wenig und mit gesenktem Blick. Frau Lisbeth gefiel der Gelehrte ausgezeichnet, aber er bekümmerte sich nicht um sie. Sie sah ihn mit träumerischen und mit lächelnden Augen an; er bemerkte es nicht. Als die Rede auf die moderne Frau kam, wurde er lebhafter. Das war ein günstiger Augenblick, den Geist leuchten zu lassen, und Frau Lisbeth versocht mit Eifer, Schick und Grazie die Tugenden der modernen Frau. Ihre sorgfältig manikürte und heringte Hand lag verführerisch auf der Lehne des Klubessels.

Der Forscher lächelte leise und meinte: „Moderne Frau oder nicht moderne Frau, ist denn der Unterschied so groß? Die Frau soll in erster Linie häuslich, weiblich, anheimelnd und einfach sein. Das sind ihre Hauptvorzüge.“ Frau Lisbeth ließ die Hand von der Lehne sinken. „Die Grazie“, fuhr der Gelehrte fort „ist Voraussetzung. Die Grazie darf aber nicht durch teure Kleider und durch kostspieligen Schmuck erreicht werden, sie muß von Natur aus da sein. Meinen Sie nicht auch, gnädige Frau?“ Er wandte sich an Frau Lisbeth.

Frau Lisbeth war begeistert von dem Tonfall des jungen Gelehrten. Zwanzig Damen sahen um ihn herum und lauschten seinen Worten und sie, gerade sie sprach er an. Ihr sonst sehr energisches Stimmchen wurde weich und still, als sie mit sanftem Augenaufschlag entgegnete: „Sie sprechen mir aus der Seele, Herr Professor! Auch mir ist nichts verhaßter als übertriebener Luxus und Verschwendung. In Gesellschaft laufen, von einem Konzert ins andere, von einer Schneiderin zur anderen. Sie glauben nicht, Herr Professor, wie abscheulich ich das finde. Ich sprach erst heute mittag mit meinem Mann darüber, daß die Frauen, die sich nach den Verhältnissen ihrer Männer nicht richten können, verdienen, von der Gesellschaft benachteiligt zu werden.“ Der junge Gelehrte war sichtbar angenehm überrascht. Er änderte seine Stellung im Sessel, legte sich interessiert nach vorne und gab seiner Ansicht über die Frauenfrage lebhaften Ausdruck, indem er seine Worte abschließend an Frau Lisbeth richtete. Mit Neid betrachteten die Freundinnen die beiden, eines nach der anderen entfernte sich. Nach wenigen Minuten sahen der Gelehrte und Frau Lisbeth allein. Der schönen Frau wurde das Herz weich, als sie dem Professor ihre Ansichten über die Einfachheit der Frau vortragen durfte. Ach, wie sie die Putschucht der Frauen haßte und wie ungeru sie auch nur den kleinsten Schmuck anlegte! Und dankbar sah sie der Professor an. —

Mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen fuhr sie nach Hause. Was war das Leben doch so schön! Wie hatten sich die Freundinnen geärgert über ihre Schönheit und über das Interesse, das ihr der Professor entgegengebracht hatte! Mit wem hätte sich der gelehrte Mann denn sonst unterhalten sollen, als wie mit ihr? Sie allein von allen war nicht oberflächlich! Mit ihr konnte sich ein gebildeter Mann unterhalten! Sie nahm sich fest vor, nächste Woche einmal in eine Klassikervorstellung zu gehen. „Maria Stuart“ oder so was. . . . Der Professor war doch ein anderer Mann als Walter; der sah sofort, wo Tiefe zu Hause war und wo nur Oberflächlichkeit ist. . .

Sie ließ das Auto vor dem Modehaus Braun u. Co. halten und besorgte sich eine Karte für die Modenschau, die morgen stattfinden sollte. Dann fuhr sie bei dem Juwelier vor und fragte nach dem Preise des Anhängers. Er war zwar sehr teuer, aber sie wußte es, sie würde ihren Mann schon überreden. . . .

Walter war schon zu Hause. Er war glänzend aufgelegt. Er hatte gute Aussichten für die Zukunft und erzählte seiner kleinen Frau davon. Und Frau Lisbeth meinte im Laufe des Gesprächs: „Weißt du, die ewigen Oeretten und Revuen wachsen mir wirklich zum Hals heraus. Nächste Woche gehe ich einmal in eine Klassikervorstellung. Auch die eifigen Gesellschaften, Künführer, Abendessen usw. habe ich schon recht satt. Ueberhaupt, weißt du, schwärme ich für das Einfache, Zurückgezogene. . . .“ Walter sah seiner klugen Frau bewundernd in die Augen. . . .

Als Frau Lisbeth nächste Woche ins Theater zur neuesten Revue fuhr, da schmückte ihren weißen Hals der neue kostbare Anhänger mit den drei Brillanten und den zwei Perlen.



## Die Mutter.

Erzählung von Arthur Babilotte.

Vom Markgrafenhof war nicht ein Stein auf dem andern geblieben. Was die Granate nicht zermalmt, fraß das Feuer. Unter Trümmern zerschmettert, im Feuer verdunstet waren Bauer und Gefinde.

Nur die Bäuerin und ihr Bub, der Seppel, waren dem Sterben entgangen. Der Seppel lag aber mit zerknütem Rückgrat in der Wohnung des Lehrers auf einem Bett und stieß ganz unfindliche heifere Schreie aus. Die Mutter kauerte mit weiten Augen über ihm, in denen die tiefste Frage des Mutterherzens zitterte. Neben an flüsterten die Lehrersleute zusammen.

„Nein“, sagte der alte, ängstliche Mann, „wenn der Doktor Schwarz sagt, 's ist wenig Hoffnung, so ist gar keine. Ich kenn ihn!“

Die Frau schluchzte. „Und denk doch, net vom Platz darf das arme Kind getragen werden. Die geringste Bewegung wär' sein Tod.“

Ein summendes Heulen über das Haus hin verschlug ihr das Wort. Entsetzt flüchteten die beiden alten Leute in einen Winkel.

„Sie schießen wieder“, murmelte der Lehrer wie im Stumpfsein.

Ja, sie schossen wieder, herüber und hinüber, die Deutschen aus der Ebene, die Welschen von den Vogesenbergen her.

„Wir wollen doch lieber in den Keller“, sagte die Frau. Sie gingen in den Keller, kauerten sich hinter große, stark duftende Fässer. „Sich einen antrinken, wär' das beste“, sagte der Lehrer mit einem trostlosen Lächeln.

Oben die Mutter hielt mit ihren großen Schreckensaugen den unmenschlichen Schmerz im Bann, daß er ihren Buben nicht ganz zerbrach. Der Seppel wimmerte nur noch, er hatte die letzte Kraft herausgeschrien. Jetzt lag er und fühlte immer noch den zukünftigen Schlag des Corpseilers, der ihm quer über den Rücken gewuchtet war. Buntfarbige Kreise drehten sich vor seinen Augen, dazwischen ging sein alter, guter Lehrer hin und her.

Die Mutter betete; sie hörte die Granaten über das Haus hin nicht. Durch die kleinen Fenster sah die Nacht herein. Feuerschein überflammt die Berge. Im Dorfe ging das Schweigen der Todesangst um, kauerte mit fluchenden Bauern und betenden Weibern in Kellerecken und summt in den Stuben und Kammern verlassenener Häuser.

Gegen Mitternacht geschah über dem Lehrershaus ein splitternder Krach wie von zersprühenden Granaten, brechendem Gebälk und rieselnden Schuttmassen. Der Lehrer kam händeringend die Treppe heraufgekrucht.

„Markgrafenbäuerin, rettet Euch! Macht, daß Ihr fortkommt!“ jammerte er. „Eine Granate hat das Haus getroffen. Heute nacht löst uns keiner das Häufel — 's hat jeder mit sich selbst genug zu schaffen!“

Sinnlos raffte er ein paar billige Nippfächer zusammen und haßte, sie sorglich im Arm tragend, davon. Drunten nahm er die Frau am Arm, zitternd an Leib und Seele liefen sie die Straße hinunter, ein paar Häuser weiter zum Küster Morlock, wo sie Unterschlupf suchten und fanden.

Ueber ihren Buben gebeugt, verharrte die Markgrafen-

bäuerin regungslos in Schmerz, Gebet und Gleichgültigkeit gegen die äußeren Dinge.

Als sie aber ein Knistern, Krachen und Fauchen über sich vernahm, sprang sie von den Knien empor, überhörte von der ganzen, wilden Hoffnungslosigkeit, in die sie erwartet mit vielen andern hineingewirbelt worden war. Allein es galt ihr nicht das eigene Leben, es galt, das letzte Fünkchen Bewegtheit, das noch in dem Buben glomm, im Glühen zu halten.

Riesengroß, wie von hämischer Hand in die Luft gemalt, standen die Worte des Arztes vor ihr: „Keinen Zentimeter darf der Bub von seinem Platz gerückt werden, sonst ist's sein Tod!“

Sie lauschte — überall wartete der Tod . . . . Nein, er wartete nicht, er drängte mit forderndem Ungestüm heran, er slog hoch durch die Nacht, er fraß sich durch Balkenwerk und Mauerwiderstand, näher, näher an ihr Kind . . . .

Sie ließ die Augen im Zimmer schweifen wie ein Tier, das sich jäh gefangen sieht. Sie lief hierhin, dorthin, lauschte wieder mit aussehendem Herzschlag über dem weißen Gesicht des schlafenden Buben.

Keine Rettung — da lag er, durfte nicht gehoben werden —, in einer Stunde vielleicht, vielleicht in einer halben schon brach die Decke ein, zertrümmerte ihn, sie beide, oder die Flammen reckten ihre eklen Finger nach ihnen, zerrten ihnen Fleisch und Leben von den Knochen . . . .

„Heilige Maria, Mutter Gottes,“ schrie sie auf.

Sie fühlte den nahen Wahnsinn. Krallte die Finger in die Haare, daß Blut aus der Haut quoll und in dünnen Fäden über ihr gramverzerrtes Gesicht rieselte.

Ueber das brennende Dach hin durchsuchten unermüdete Granaten die Nacht, daß sie zornig aufheulte.

Die Markgrafenbäuerin folgte einer plötzlichen Einbildung: Eimer nach Eimer schleppte sie aus dem Hofe in das Zimmer, wo das Kind lag, Wasserguß nach Wasserguß slog, von ihren kräftigen Armen geschleudert, gegen die Wände, gegen die Decke, den Fußboden setzte sie unter Wasser. Dann wollte sie Stangen im Garten holen, um die Decke zu stützen, als sie gewahr wurde, wie der Bub anfang, mit den Nerven um sich zu schlagen. In der Angst, er möchte den gemarterten Körper bewegen, kniete sie hastig an seinem Lager nieder und hielt den leise Phantasierenden mit treuen Armen fest.

Immer näher, immer höhnischer knisterte das Verderben aus allen Ecken her. Die weiße Kalkdecke darst mit einem schwachen Knall. Das Summen und Sausen der Flammen drang herab.

„Heilige Maria, Mutter Gottes, hilf uns, laß mir den Bub!“ betete die Markgrafenbäuerin und dachte nicht einen Pulsschlag lang an ihr eigenes Leben.

Und während sie betete, während in ihrem Kopfe wirrer und wirrer Gebet, Verzweiflung, Trost sich zu einem kreisenden Umschwung sinnloser Gedanken gestaltete, war es ihr in letzter Besinnung, als zerplatze über ihr ein eburner Kessel, dann sah sie mit verschwimmenden Blicken eine weiße, unheimliche lebendige Masse neben sich niederstürzen. Sie warf sich mit dem Oberkörper über ihren Buben.

„Bis zum letzten schütz' ich dich, Seppel!“ keuchte sie. „Und wenn du sterben mußt in dieser Höll, so sterb' ich mit dir!“

Sie verlor das Bewußtsein. Durch das große Loch in der Decke blickte jetzt finstern und böse der nächtliche Himmel auf wühlende Flammen, aus denen dürres Sparrengerage zitternd hervorjah, bis es verschlungen wurde. Die Flammen fraßen und fraßen. Ueber dem wieder eingeschlafenen Kinde kauerte die Mutter, reglos, ohne Gedanken, erstarrte Arme um den zerbrochenen Leib des Kindes gefügt . . . .

Wie durch ein Wunder war der kleine, rechte Flügel des Lehrhauses von den Flammen verschont geblieben. Und von ihm stand eigentlich nur noch so recht die kleine Kammer, in die die Markgrafenbäuerin ihren Buben gerettet hatte. Das andere war noch armselige Mauerstümpfe mit ausgebrannten, verrußten Fenstern, zerfetzten Tapeten und eingebrochenen Fußböden. In dem einen Zimmer aber fanden sie alles unverfehrt. Nur ein Stück Decke war

eingestürzt und hatte dicht hinter der Markgrafenbäuerin den Boden getroffen, ohne der Frau die Haut zu ritzen.

Noch lag sie in Ohnmacht über dem schlafenden Kind — als aber menschliche Hilfe sie zum Bewußtsein zurückbrachte, leuchtete aus ihren Augen so viel Erstaunen, Freude, Hoffnung, Dankbarkeit und Liebe, daß alle wußten wie tief im Herzen diese Mutter glaubte, daß ihr das Kind gerettet sei.



## Die Nacht des Marquis.

Novelle von Guido Kreuzer.

(Schluß.)

Wohl minutenlang sah der kleine Honoré de Gressard schweigend und lächelte in sich gekehrt, was seinem glatt-rasierten Gamingesicht einen fast sardonischen Zug gab. Dann warf er den Kopf herum. „Lieber Freund, was ich Ihnen gestehe, wird Sie vielleicht überraschen, der Sie mich durch drei Jahre kennen. Aber schütteln Sie nicht ungläubig den Kopf; ich spreche mit klarem, kühlen Verstande und nicht mit der retrospektiven Zärtlichkeit einer Erinnerung: — ich liebte diese Frau! Ich liebte überhaupt zum ersten Male! Und wenn dieses Geständnis Sie erstaunt, dann bedenken Sie eins: in all den Jahren ruhelosen Zigeunerlebens, zu dem unser Beruf uns zwingt, hatte ich vielzuvielen Frauen kennen gelernt, um von dem Gedanken an eine einzige ganz ausgefüllt zu sein.

Das geschah erst jetzt — in den nächsten beiden Wochen. Bis dahin hatte ich es in der Gewohnheit gehabt, meine Nachmittage im Kaiserhof oder Esplanade, meine Abende im Theater zuzubringen. Jetzt versank das alles hinter mir, als wäre es nie gewesen; jetzt besaß ich plötzlich in dieser wildfremden Stadt einen Rückhalt — ein entzückendes, wunderbares Heim.

Die Nachmittage in der halbdunklen Kamindecke, die Abende am Teetisch, wenn das weiche Licht der Ständerlampe huschende Funken in dem sahlblonden Haar lebendig machte. . . jede freie Stunde mußte ich an der Seite dieser einen einzigen Frau zubringen. Ich hatte keinen anderen Gedanken, als nur sie — nur sie; ich betete ihre hintereißende Schönheit an; ich bewunderte ihren Geist, ihre vornehme Zurückhaltung, ihre leise Schwermut, die mühevolle Eleganz ihrer Konversation. Ich war wie im Fieber, wie in hypnotischem Bann.

Und in einer jener schlaflosen Nächten, die ich damals überreich kennen lernte, faßte ich den Entschluß zur Heirat. Ich wußte ja längst, es gab sonst nichts, um Ruhe und Frieden wieder zu erlangen. Das aber war dann die innere Erlösung, das erste befreite Aufatmen, das Zurückfinden zur altgewohnten Selbstsicherheit.

Am nächsten Morgen sprach ich ihr davon; sozusagen bis auf den innersten Menschen zog ich mich vor dieser Frau aus, deren Namen ich nicht kannte und von der ich nur wußte, daß sie mich verhegt und verzaubert und sinnlos toll gemacht hatte.

Sie mußte nach ihren Andeutungen aus vornehmer Familie sein; aber diese Erwägungen besaßen keinen bestimmenden Einfluß. Ich war pekuniär unabhängig; ich brauchte keinerlei Rücksicht zu nehmen; ich besaß ein Hotel in Paris, ein Schloß in der Provence; ich wäre erforderlichen Falls sogar bereit gewesen, meinen Dienst zu quittieren. Die gerichtliche Trennung ihrer Ehe wollte ich einleiten, mit Hilfe eines allerersten Anwalts durchführen. Und dann . . . .

Sie schien nicht im geringsten überrascht. Vielleicht hatte sie schon alles geahnt und auf diese Stunde gewartet. Sie hielt den Kopf gesenkt und hörte stumm zu. Erst, als ich schwieg, hob sie das Gesicht und lächelte etwas und reichte mir die Hand.

„Ich danke Ihnen, Marquis. Morgen, wenn Sie aus dem Dienst kommen, sollen Sie meine Antwort erhalten.“

Die Stimme war gelassen und die Hand war eiskalt.

Nie hat die Berliner französische Botschaft einen derart zerstreuten, erregten Attaché befehlen wie mich am folgenden Tage. Wie ein Schuljunge am letzten Tage vor den Ferien zog ich alle halbe Stunde die Uhr zu Rate. Und bereits um drei befand ich mich wieder in meiner Wohnung.

Mein Kammerdiener, der mir öffnete, hatte ein seltsames, verlegenes Gesicht; doch achtete ich im ersten Moment nicht darauf.

„Sind die Orchideen pünktlich um zwölf, wie immer, abgeliefert worden?“

„Sehr wohl, Herr Marquis, aber . . .“

„Nun würde ich doch aufmerksam.“

„Was hast du denn, George?“

„Die gnädige Frau hat die Orchideen nicht mehr erhalten.“

„Nicht mehr . . .“ — Ich stand wie vom Donner gerührt; ich fühlte, wie die Farbe wechselte. — Fort?“

„Sehr wohl, gegen elf Uhr.“

„Und Sie hat nichts hinterlassen?“

„Nichts, Herr Marquis.“

Ich begriff das nicht, ich hätte den Alten vor Verzweiflung ins Gesicht schlagen mögen; ich durchforschte sämtliche Räume; ich riß alle Schubladen heraus, öffnete alle Kästen, alle Etuis; ich suchte nach einem Brief, einer Nachricht . . . aber ich fand nichts; keine Zeile, kein Wort.

Sie war nicht mehr in meinem Leben; sie war wie ausgelöscht, tot.

So ist es bis heute geblieben . . .“

Schweigen — — —

Und Sie haben keine Erklärung für das rätselhafte Finish dieser Geschichte?“ fragte ich gespannt.

„Doch!“ versetzte er nach einer Weile gleichmütig.

„Zwei Tage später erhielt ich von der Filiale einer hiesigen Bank, auf der ich einen Teil meines Vermögens deponiert hatte, den Avis, daß auf einen von mir ausgestellten Scheck der Betrag von 65 000 Mark gezahlt sei. Das Datum ergab den gleichen Tag, an dem die „unglückliche junge Frau“ so unmotiviert hastig meine Wohnung verlassen hatte. Auch die Personenschilderung, die der Bankkassierer mir später gab, stimmte bis ins Detail.“

„Donnerwetter! Ja — gestatten Sie . . .“

Ich wäre vor Ueberraschung aufgesprungen, hätte mich der Kleine Attaché nicht noch rechtzeitig zurückgehalten.

„Verstehen Sie denn wirklich nicht? Da alles war doch ein sorgfältig vorbereitetes, raffiniert durchdachtes Trick; von dem nächtlichen Besuch und der Codesangst angefangen bis zu . . . bis zu meinem Heiratsantrag. Der Rest war teils Kombination, teils Kenntnis der näheren Verhältnisse, die sich die Frau auf irgendeine Weise verschafft hatte.“

Und nicht wahr, wenn man Verfügungsrecht über sämtliche Räume einer Wohnung besitzt und sich auf eine . . . problematische Existenz eingeschworen hat, dann ist es später doch nur Kinderspiel, einen Schreibtisch zu öffnen, ein Formular aus dem Scheckbuch zu reißen und eine Unterschrift zu fälschen; namentlich wenn man zwei Wochen Zeit hat, sich diese letztere einzüben.“

„Und sie war wirklich so schön?“

„Schöner, als Ihre ausschweifende Phantasie reicht, Sie hätte es vielleicht gar nicht nötig gehabt, auf solchen Schleichwegen . . .“ er brach ab, er machte eine Bewegung, als wische er etwas fort.

„Haben Sie denn die Sache nicht der Polizei übergeben?“

„Nein.“

„Aber jetzt ehrlich, Marquis — die Frau galt Ihnen tatsächlich so viel?“

„Ich sage Ihnen doch . . ., es war die einzige Frau, um die ich sogar meine Karriere aufgegeben hätte!“

„Und wenn Sie Ihnen unvermutet nun noch mal wieder begegnet?“

Darauf entgegnete jedoch der famose Kleine Honoré de Gressard nichts mehr. Er saß zusammengesunken in seinem Korbsessel, lächelte schattenhaft und zog langsam den Cherry-Cobler durch den Strohhalm.

## Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters.

Das Quiserle.

Als er Abschied nahm, war sein letztes Wort gewesen: „Geht auf das Quiserle obacht!“ Das Quiserle (junges Pferd) war seine Freude und sein Stolz gewesen. Im Alter von etwa einem halben Jahre stehend, gereichte es der gesamten Dorjugend zum Entzücken. Und es war ein gar anmutiges und erbeiterndes Bild, das Quiserle neben dem alten, peritändigen Mutterpferd dahertänzeln zu sehen. Der Schwager des Besitzers hatte es unter seine besondere Obhut genommen und es behütet wie seinen Augapfel. Als er zu den Waffen eingerufen wurde, fiel ihm der Abschied von diesem wunderhübschen zierlichen Tierchen fast am allerschwersten. Immer wieder streichelte und liebte er es, immer wieder liebte er sich von ihm die Hand lecken; doch es half nichts, geschieden muß sein! Er stand schon geraume Zeit im Felde und seine Briefe enthielten immer eingehende Fragen über das Befinden seines Lieblings. Eines Tages fand man, daß das Quiserle nicht so munter war wie sonst und daß es keine rechte Lust zeigte, das sonst so begehrte Futter zu nehmen. „Es wird doch dem lieben Quiserle nichts zugestoßen sein!“ sagte in Sorge der Besitzer. Und noch am späten Abende kam die Frau des Hauses in eigener Person an das hochaufgeschüttete Lager des lieben Tierchens, um nach seinem Befinden zu sehen. Was ihm nur fehlen mag? Kein Mensch konnte es sich erklären. Am anderen Morgen war's eher minder mit ihm geworden, darum erschien zu mittag der Tierarzt. Er probierte dies und jenes; aber kein Mittel wollte fruchten. Die Krankheit war so schlimm geworden, daß das Quiserle sich auf dem Rücken wälzte und mit allen Vieren um sich schlug. Die Nachbarn standen ratlos umher und die Frau des Hauses weinte. Es wird doch das Quiserle wieder recht werden! O, was würde da der Schwager im Felde dazu sagen! Er würde gewiß annehmen, wir hätten das liebe Tier vernachlässigt. Aber, es trat keine Besserung ein, trotz aller angewandter Mittel. Es war ein Jammerbild, mit ansehen zu müssen, wie einen das seine Geschöpfchen mit seinen großen schönen Augen so hilflos anblickte und es war im höchsten Grade mitleiderregend, wie es den edel gesormten Hals in den Arm des Besitzers legte, so oft er sich zu ihm niederließ. Wie ein mildes, erschöpftes, schwerleidendes Kind! Und es half nichts; am frühen Morgen, als es eben über den Wäldern tagte, war das Quiserle tot. Im ganzen Hause, in der Nachbarschaft, herrschte Stille und Trauer, und die Kinder des Dorfes empfanden schmerzlich diesen Verlust und jammerten: „O das Quiserle, das arme Quiserle!“ Die Frau des Hauses aber war ernstlich betrübt und besonders darüber war sie beunruhigt, wie man es dem Schwager im Felde mitteilen sollte. Von Tag zu Tag verschoben sie die Benachrichtigung. Sie wollten ihm, der gerade jetzt eine schwere Stellung im Felde innehatte, durch die traurige Mitteilung das Herz nicht noch schwerer machen. Und doch auch wollten sie ihn über den Heimgang seines Lieblings nicht in Ungewißheit lassen. So verstrich in Bangen ein Tag um den andern und sie waren noch zu keinem Entschluß gekommen. Da traf unvermutet ein Schreiben vom Regiment ein, des Inhalts, daß der tapfere Soldat des Infanterie-Regiments . . . ihr Schwager, den Heldentod fürs Vaterland gestorben sei. Und zwar besagte die Notiz, daß sein Todestag mit dem des Quiserle zusammenfiel.

Auch das ist schwer.

Auch das ist schwer: daß so unsäglich fremd uns ward des Sommers lang geliebte Zeit, Die er in unsern Feiertag gelobt, So lobt er nun in unsern Herzeleid.

Die Rosen, unserm Glück einst so vertraut, Sie haben nichts von unserm Grau'n gespürt, Ob unser Schrei um ihre Kelche weht, Sie blühen befehl't stolz und unberührt. Die Sonne blendet den Verwachten Blick, Und Silberwellen klingen überm See, Die Amsel singt und fraut uns nimmer nach, Und ihrer Vieder Lachen tut uns weh.

Und auch die Bäume schweigen unsrer Qual, Von frohen Dingen raunen ihre Reihn, Gleichmütig schau'n sie unsern Trauerkleid, Und zwischen ihnen stehn wir ganz allein.

Auch das ist schwer: ob wir im Leide gehn, Der Sommer prunkt und feiert ungeschürt, — Das ist, als ob ein Freund sich von uns löst Und nicht mehr unser danges Rufen hört.

Helene Brauer im „Armen“

### Sindenburg in Przasnysz.

Wir fahren hinter der Stadt, dicht neben der Straße zu den Kasernen, im Felde unseren Munitionswagenpark auf und machen längeren Halt. Zwei Tage zuvor ist uns durch Divisionsbefehl die persönliche Anwesenheit des Oberbefehlshabers oft in den zu erwartenden größeren Kämpfen unseres Gefechtsabschnitts bekanntgegeben worden. Als daher eine Anzahl Autos heranzufahren, sehe ich nach der Aufschrift: richtig! Sie lautet: „Oberkommando Ost“. Wo diese Wagen sind, kann Sindenburg selbst nicht weit ab sein. Doch suche ich sein Gesicht in den nächstfolgenden Wagen vergebens: der Marschall ist schon im ersten Auto gewesen, viele von uns haben ihn richtig erkannt. Nun, ich gebe die Hoffnung noch nicht auf und rechne mit der Möglichkeit, daß die Autos den gleichen Weg zurückfahren. Ich täusche mich nicht: bald kommt eines der Autos zurück, hinter ihm folgen die anderen. Also Aktion! Beim Nahen des dritten Kraftwagens geht eine Bewegung durch die Krieger am Wege, ihre Haltung strafft sich, ihre Augen blicken auf den Offizier, der auf der ihnen zugewandten Seite des geschlossenen Wagens — es geht unaufhörlich Regen nieder — sitzt. Ein jeder hat die Gestalt erkannt, deren bloßer Name schon unseren Feinden furchtbar ist. Der Marschall bemerkt, daß die Leute ihre beamtete Haltung aufgeben, und winkt schon von weitem ab: als es sich natürlich trotzdem keiner nehmen läßt, seiner anzenlosen Ehrerbietung und Liebe durch die schon den geringsten Vorgesetzten zustehende Ehrenbezeugung Ausdruck zu geben, winkt der Marschall immer wieder ab, freundlich blinkend. Und doch verlegen seine Blicke die Macht der auf ihm liegenden Arbeitslast nicht. Wenn wir es nicht bereits gewußt hätten, jetzt wüßten wir es aus eigener Anschauung: der Mann will in seiner unendlichen Bescheidenheit und Schlichtheit kein Aufsehen erregen, will nicht beachtet und beehrt sein, er will ganz hinter seinem Werk zurücktreten. Und gerade jetzt stehen ja dem Generalfeldmarschall Pläne vor Augen, deren erster Schritt zur Verwirklichung vielleicht eben den Vorstoß auf Przasnysz war und deren gewaltige Größe nur er selbst und lächerlich wenige Eingeweihte genau kennen, während eine unbestimmte Ahnung des unerhört großen Unternehmens auch den einfachsten Kanonier erfüllt. Gott gebe das Gelingen! Uns allen aber wird der Tag der Befreiung von Przasnysz unvergesslich sein.

### Taub.

In einem ländlichen Erholungsheim legt die Mittagssonne ihre heißen Strahlen auf die Laubkronen des großen Gartens. Die Erholungsbedürftigen suchen jene Plätzchen aus, die sich im dichtesten Schatten der wohlriechenden Büsche und hochstämmigen Bäume befinden. Ein alter Mann vom Dorfe hat sich auf einer schattigen Bank niedergelassen. Bald gesellt sich ihm ein noch junger Mann zu, der die Feldgrüne Uniform trägt. Sein Antlitz ist bager, seine Züge erzählen von den Strapazen, die er durchgemacht hat. Ein leises Bittern geht von seinen Gliedern aus, das sich auch auf die Bank überträgt. Der Alte wird dessen gewahr und fragt teilnehmend, ob er sich das Leiden im Kriege geholt habe. Der Feldgrüne gibt keine Antwort und schaut nur immer gerade aus. Da neigt sich der Alte nochmal zu ihm, um seine Aufmerksamkeit zu erregen und wiederholt die nämliche Frage: Gleich darauf gibt der Gefragte ein Zeichen des Verständnisses und erzählt: „Ich habe mein Gehör verloren, gänzlich verloren. Zwei Tage und zwei Nächte war ich verblühtet. Eine Granate hatte vor uns eingeschlagen, die unsern ganzen Unterstand vernichtete und der meine sämtlichen dort befindlichen Kameraden zum Opfer fielen. Ich war anfangs gänzlich verblühtet; erst später gelang es mir, den Kopf bis zum Munde freizubekommen. So lag ich während der ganzen Zeit still. Die Geschosse sausten über mich hinweg, die Feinde stürmten an mir vorbei; sie hielten mich für tot, oder sie achteten meiner nicht. Endlich fanden mich die Krankenträger und gruben mich aus. Nach einem langdauernden Aufenthalte in verschiedenen Lazaretten erholte ich mich langsam; aber das Bittern der Glieder und der Mangel des Gehörs ist mir bis jetzt geblieben.“ Nun hielt er im Erzählen inne und sah in Gedanken vor sich hin. An der Gartenmauer tauchten zwei Kameraden von ihm auf; dem einen fehlte ein Arm, dem anderen ein Fuß. Als er ihrer ansichtig geworden war, sagte er: „Ich darf nicht klagen beim Anblick der Kameraden. Diese beiden sind ärmer daran wie ich. Ich kann noch gehen und mein kleines Gürtchen bestellen. Dabei helfen mir mein Weib und meine drei Kinder. Ich kann noch auf die Berge steigen und die Auen besuchen, wenngleich ich die Stimme meiner Lieben und den Klang der Herdenglocken nimmer höre. Ich darf aber sehen, was der Herr in seiner Liebe erschaffen hat: die Sonne, den Himmel, die Blumen, die guten Mitmenschen. Wenn ich an die zahlreichen Kameraden denke, die das Augenlicht auf immer ver-

loren haben, darf ich da klagen? Da bin ich noch reich. Ich bin's zufrieden; denn es geht's für's Vaterland.“ So sprach der wädrere Feldgrüne und der silberhaarige Alte drückte ihm in stummer Anerkennung, in warmem Mitgeföhle die Hand.

### Eberse aus dem Felde.

Ich gehe mit dem Herrn Oberst durch die prächtige Ortsanlage der Aufstellung seines Regiments. Der Oberst spricht im Vorbeigehen die Mannschaften an, die unter Obstbäumen eben ihren Kaffee einnehmen. Dabei fragt er an einem der Tische: „Wo bist du her?“ „Aus K., Herr Oberst!“ — „Na, auch verheiratet?“ — „Nein, Herr Oberst.“ — „Was, ein Kerl mit solchem Bart wie du und nicht verheiratet? Nach dem Kriege wird mir aber sofort geheiratet, verstanden!“ — Der dienstfertige Mann erhebt sich stramm und antwortet mit laudendem Mund: „Zu Befehl, Herr Oberst, so oft wie möglich!“

Zwei Landwehrlente älteren Jahrgangs haben sich am Wege niedergelassen, um in Ruhe ihre Pfeife zu rauchen. Da nähert sich ihnen ein Pferd mit einem Unterarzt darauf, dem augenscheinlich die Natur des Pferdes noch etwas unheimlich ist. Das Pferd bezieht Lust, im Kreise zu gehen, der Reiter, mit seiner Nase andauernd in die Nähe des Pferdes zu stoßen. Trotzdem kommt er näher. Die beiden Landwehrlente erheben sich, um zu grüßen. Der verzweifelte Reiter, der blitzschnell berechnet, daß er zum Vorbeikommen wenigstens eine halbe Stunde brauchen wird, ruft den beiden zu: „Siben bleiben, siben bleiben!“ — „Danke, gleichfalls,“ erwidert ein Landwehrlente. (Champagne-Kriegszeitung.)



### Luftige Ecke.

Ein englischer General erhielt eines Tages von einem mit einem besonderen Auftrage ausgesandten Offizier, der am gleichen Tage zurück erwartet wurde, die folgende Drabtnachricht: „Kann leider infolge unvorhergesehener Umstände heute nicht, wie erwartet, Meldung machen.“ — Der Ton der Depesche gefiel dem General nicht, und er drabte zurück: „Sofort Meldung erstatten oder Gründe angeben.“ — Die Antwort kam aus einem Lazarett: „Keine Zugverbindung, kann nicht fahren, keine Weine, kann nicht gehen.“

Eine junge Dame besuchte einst Rubinstein, den berühmten Pianisten, der eingewilligt hatte, sich von ihr etwas vorspielen zu lassen. „Was meinen Sie, daß ich jetzt tun soll?“ fragte sie, als sie geendet hatte. — „Geiraten,“ war Rubinsteins Antwort.

„Hast du ein Pferd zu verkaufen, Müller?“ fragte ein Mann einen Vierdehändler. — „Nein,“ antwortete dieser. — „Weißt du denn jemand, der eins zu verkaufen hat?“ — „Ich glaube, Schulze hat eins.“ — „Sicher? Woher weißt du das?“ — „Nun,“ antwortete Müller, „ich habe ihm gestern eins verkauft.“

„Ist der Ehe da?“ fragte der Besucher. Der Lehrling, der in seinem Stuhl zurückgelehnt, die Füße auf den Schreibtisch, dasab, gab keine Antwort. „Ich fragte, ob der Ehe da sei,“ sagte der Besucher. Der Lehrling warf ihm einen verächtlichen Blick zu, blies den Rauch seiner Zigarette durch die Nase und vertiefte sich wieder in seinen Roman. „Haben Sie nicht gehört, was ich sagte?“ fuhr der Besucher auf. — „Natürlich habe ich's gehört,“ war die spöttische Entgegnung des Lehrlings. — „Nun, warum sagen Sie mir dann nicht, ob der Ehe da ist?“ — „Nun frage ich Sie,“ versetzte der Lehrling, indem er ein Bein über's andere schlug, und seine Lektüre wieder aufnahm, „sieht das darnach aus?“

Das Telefon ist für manche noch ein unlösbares Rätsel. Bei einem Futtermittelgeschäft wurde angeklungen. „Ich wünsche zwei Sack Haser,“ rief die Stimme. — „Danke sehr. Wer ist denn da?“ — „Ich bin's,“ war die indignierte Antwort. — „Aber für wen ist der Haser?“ — „Für den Gaul, stellen Sie doch keine dummen Fragen!“ antwortete der wütende Kunde.

„Mein Mann neigt sehr zur Seekrankheit,“ bemerkte die holde Passagierin. Könnten Sie ihm nicht sagen, was er zu tun hat, wenn er einen Anfall bekommt?“ — „Nicht nötig, dräbige Frau,“ antwortete der Kapitän, „er wird es schon von selbst tun.“